

Ein Vielgeliebter

Autor(en): **Lesch, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1926)**

Heft 6

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759999>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Vielgeliebter

Von Walter Lesch

I

Angelus Wendling, ein vermöglicher Kaufmann und Ratsherr einer norddeutschen Stadt, war das Kind armer Leute und hatte sich einstmals den Besuch höherer Schulen schmerzhaft versagen müssen. Tapfer entschlossen, sich vorerst die nötigen Mittel zu schaffen, war es ihm – an kluger Ausdauer fehlte es nicht – in der sachlichsten Folge gelungen, eine achtbare Stellung zu erringen, den Haupttreffer einer Neigungsehe zu machen, die auch Geschäftskapital brachte, eine eigene, sichere Firma zu gründen und überaus glücklich zu leiten. Nun hatte er also die nötigen Mittel – die Taler rollten ihm aus dem Meere des Umlaufs zu wie die Wellen dem Strand –, sein Ziel aber war ihm versunken. Die Ehe hatte ihm Nachwuchs gebracht, drei Töchter und – endlich – einen Knaben, und die Jahre waren – so geht es nun einmal – verstrichen. Er überließ die Töchter seiner Gattin zu treuesten Händen, ohne die Mädchen jedoch durch sichtbare Gleichgültigkeit abzustößen, und wurde, mit der ganzen Kraft seines männlichen Alters der Erziehung des Knaben obliegend, seiner glückhaften Küste froh. Das war nun sein rührendes Ziel: den Sohn mit dem einstmals sich selber versagten Rüstzeug einer kostbaren Bildung zu waffnen.

Der Knabe zeigte sich, in die Schule gesetzt, fügsam und guten Willens, nicht eben ein Primus, aber von leidlicher Auffassungsgabe. Als er sich jedoch dem Alter näherte, das man gemeinhin die Reife nennt – womit es dieselbe Bewandnis hat wie mit den Kalenderterminen der Jahreszeit: es kann stimmen, es stimmt aber selten –, zeigte sich klar die beschränkte Art seiner Begabung, freilich nur denen, die dem Knaben nicht blind zugetan waren, und also dem Vater nicht.

Der Sohn hatte nur eine Gabe, die Gabe, den Schein zu wahren. Er lernte gerade soviel, dass er zeigen konnte, dass er geschult war, und hatte es sicher heraus, in jeder Lage die richtige Geste zu machen oder die Meinung zu äußern, die insofern richtig war, als man nichts oder doch lediglich dies hätte einwenden können, dass es keine eigene Meinung sei.

Dass des Vaters verliebter Stolz diese Einsicht nicht zuließ ist klar und auch äußerst alltäglich, und es genügt zu vermerken, dass diesem erschütternden Stolze kein Damm widerstand.

Nach bestandener Reifeprüfung musste der Sohn – und er wollte es gerne – nach dem großen Paris, was dem Vater wohl Schmerzen, aber auch die bittere Lust gab, seine persönlichen Wünsche dem Wohle des Liebsten zu opfern. –

In der Weltstadt lebte der Sohn entzückt und recht harmlos von den stattlichen Mitteln, die sein Vater ihm pünktlich an den Ersten der Monate und, auf launige Notrufe hin, lächelnd auch zwischendurch sandte, und entschloss sich, durch Zufall in den heiteren Kreis dilettierender Söhnchen geratend, ein Maler zu werden. So lernte er vorerst die feurigen Reden gegen Spießer und dumpfe Moral mit einiger Grazie führen, ohne dieses Pensum im Grunde einer Schularbeit wesentlich vorzuziehen, ging mit in die Malschule und zu allerlei festlichem Zeittod, kurz, hielt es in allem wie seine Gefährten, von denen er wenig verschieden war. Sie waren zwar alle lauter als er und nicht kampfflos aus dem Heimatneste gebrochen und nach der Stadt entflohen, die ja noch immer als Himmel der jungen Kräfte gepriesen wird, um die Freiheit zu suchen; doch der Adler waren wie immer sehr wenige, der Hähnchen aber viele, und es wurden die Flüggen wohl eher von den Hennen des Paradieses als von seinem weiten Himmel gestillt, und so war also Wendling in diesem Kreise durchaus am Platz und imstande, reibungslos mitzuhalten. Auch hatte er bald die nötige Handfertigkeit, um all das zu zeichnen und abzumalen, was ihm als Vorlage hingestellt wurde, so schlecht und so recht wie seine Gefährten auch. Bekanntschaften mit namhaften Künstlern, die der bescheidene Bürger nicht macht oder doch keinesfalls freundschaftlich vertiefen kann oder will, gaben ihm dann den Glauben an seinen Beruf und die Freude daran – er fühlte ja nicht, dass ihm sein äußerer Reichtum magnetische Kräfte verlieh –, was sich in den Briefen an den stets alles gutheißenden und nun glücklich aufhorchenden Vater kundtat. –

Als er nach Jahren die Heimat besuchte, wollte der Zufall, dass ein illustrierender Sänger mitreiste und, auf der Durchreise nach Russland, ein paar Tage die Gastfreundschaft seiner Eltern genoss, was dem Sohne des Hauses zu schnellem Ansehen verhalf. Da ihn die Zeichen der staunenden Achtung, die er überall wahrnehmen konnte, freudig bewegten, gab er dem Drängen des Vaters, in der Heimat zu bleiben, nicht ungerne nach und ließ sich von diesem, der nach der langen Entbehrung zu allem bereit war, den Dachstuhl des Hauses zu einer phantastisch pompösen Werkstatt umbauen. Er porträtierte in der Folge gefällig die eitel entzückte Verwandtschaft und die Spitzen der städtischen Gesellschaft und war, da ihm die Gesten des Löwen vom Umgang mit jenen Größen, die der

Masse den Künstlertyp fälschen, geläufig waren, bald als der Künstler der Stadt renommirt.

Der Vater freute sich närrisch der großen Allüren des Sohnes und hatte, als ihm die Frau starb, die in der Kühle des Hintergrundes langsam verblüht und nach der Heirat der letzten ledigen Tochter schnell erloschen war, die Trauer bald überwunden. Verblindet wie selten einer, verlor er die letzten Hemmungen seines einstmals so klaren Verstandes und scheute sich nicht, an der Tafel der ausschweifenden Freuden zu nippen, die der Sohn täglich bestellte. –

Noch ein paar Jahre ging alles gut, und was da für die Beteiligten Außeralltägliches vorfiel, ist nebensächlich. Der Sohn heiratete die bildschöne Tochter eines kleinen Beamten, die nach Jahresfrist eines Knäbleins genas.

Dann aber nahm der Vater eine Hausdame an, der er, entwurzelt, bald gänzlich verfiel, obschon er mit ihr im ewigen Hauskrieg lag, da die robuste und nüchterne Frau den Maler nicht ausstehen konnte. Wendling, der Sohn, nahm kaum mehr den Pinsel zur Hand, sein Kind entpuppte sich als ein Nichtsnutz aus Beschränktheit, und die Ehe des Malers begann in allen Fugen zu krachen, da der unstete Wendling von einer Geliebten zur andern pendelte.

* * *

Hatten sich bisher die Phantasien des Sohnes mit des Vaters Bilanz noch vertragen, so wurde dies endlich und gründlich anders, als der Weltkrieg begann. Zwar musste Wendling trotz bester Beziehungen mit zur Etappe, und die Belastung seines Kontos nahm wesentlich ab, aber da Wendling, der Vater, Exporthändler war, kamen Stillstand und wilde Verluste. Der Vater, zu alt, zu verwirrt und zu ehrlich, wusste nicht umzustellen und wie andere doppelt zu ernten, und als der Maler zurückkam – er hatte die Frauen der Vorgesetzten gemalt und das Kasino geschmückt, was ihm als Dank die Entlassung einbrachte –, war alles ehrlich verloren. Das Haus wurde billig verkauft, und die Hausdame quittierte den vielseitigen Dienst. Zwar halfen die Töchtermänner mit kleinen Zuschüssen nach – auch sie hatte der Krieg ernstlich geschädigt – und die Frau des Sohnes führte willig den neuen, mageren Haushalt; als ihr Mann aber tänzelnd den alten Wandel begann und durch einen fürstlich entlohnten Dienstmann alles was Wert hatte, versetzen ließ, packte sie eines Nachts ihren Koffer und ging einem rettenden Jugendfreund nach. Als die Wendlings, Vater und Sohn, nach ihr suchten, fanden sie, mitten im leeren Gemach, die brüchige Leibwäsche der Frau am schäbigen Haufen.

Jetzt packte den Vater das tödliche Elend. Als der Sohn, eine Zigarette im Mund, kopfschüttelnd das Zimmer verlassen hatte, brach der Alte zusammen und stand nurmehr auf, um sich ins Bett zu schleppen, wo er anderntags starb. Noch einmal, im Moment, als er den Sohn heimkehren hörte, der die Nacht, nichtsahnend, wer weiß wo verbracht hatte, lebte sein Auge auf, und er lächelte schöner und tiefer als je eine Mutter gelächelt hat.

II

Mit der kleinen Summe, die Wendling aus der Auflösung des Haushalts gezogen hatte, übersiedelte er nach der Hauptstadt des Reiches und richtete sich dort eine kleine Wohnung mit Atelier ein. Für einige Zeit wäre er so unter Dach gewesen, hätte nicht sein Sohn, ein Ausbund früherer Verderbnis, seine Lage verwirrt. Dem Knaben fehlte das Organ Gewissen wie einem Krüppel ein Arm oder ein Bein fehlt. Die Galastücke des Kleiderschranks, Wendlings zärtlich geliebter Besitz, gingen eins um das andere ab auf den Hehlermarkt der Lasterquartiere, wo sich der darin findige Knabe auf nächtlichen Ausbrüchen herumtrieb. Zwar unternahm es Wendling mit verzweifelter Strenge, den Gefährlichen zu hüten, gab ihm die Zucht einer harten Berufslehre, führte ihn täglich zur Arbeit und holte ihn täglich ab. Aber nach wenigen Wochen schon raffte der Knabe ein stattliches Bündel fremdes Gut zusammen und verschwand damit aus dem Lehrhaus. Drei Tage später griff die Polizei den Zerlumpten in den Stadtgärten auf, und der Vater wurde auf die Behörde zitiert. Auf die scharfe Anweisung, einen neuen Ausbruch des Missratenen unter allen Umständen zu verhüten, klagte Wendling den Beamten ehrlich seine Hilflosigkeit und gab nach einigen Anstandsbedenken seine Zustimmung zu der daraufhin vorgeschlagenen unentgeltlichen Versorgung seines Sohnes in einer leidlich menschenfreundlichen Fürsorgeanstalt.

Nun war er des täglichen Jammers ledig, aber auch seiner letzten Barschaft, die er zur Befriedigung der Bestohlenen hatte verwenden müssen.

Entnervt von den Aufregungen dieser Affäre, lag Wendling zwei Tage und zwei Nächte im Bett. Im nahen Café gab er darauf den letzten Taler aus und suchte sich, eine mondäne Zeitschrift blätternd, mit leiser Beklemmung über ein Fortkommen schlüssig zu werden. Aus dem qualvollen Wirrsal von hundert Minuteneinfällen löste sich endlich die Hoffnung auf seinen Malerberuf. Er eilte nach Hause und sichtete flüchtig den Bestand seiner Werke, griff zwei peinlichst gestrichelte Landschaften heraus, machte sich heiteren Mutes damit auf den Weg und ging mehrmals

an verschiedenen Bildergeschäften vorbei. Spätabends wagte er endlich sein bescheidenes Angebot und brachte, nach einem Dutzend verletzender Fehlschläge, die Bilder zu einem nunmehr dreizehnmal gründlich herabgesetzten Preis an den Mann. Sein Abnehmer, ein Trödler von Welt, regte ihn an zu unbedenklicher Serienarbeit schmissiger Sujets und anerbote sich, zum eben bezahlten Stückpreis jeden stehenden, sitzenden oder liegenden Akt abzunehmen. Wendling strich die klimpernden Groschen beleidigt ein und versprach nichts. Zerschlagen zog er sich in sein Café zurück und machte sich seine trüben Gedanken. Erst zu Beginn des armseligen Abendkonzertes lebte er auf, dann aber war seine Laune bald eine so freie, dass er im Plüschsessel lag wie ein Prinz, den der Zufall in die niedersten Kreise geführt hat und der sich den Umgang nun lächelnd gewährt. In dieser Stimmung tänzelte er nach Hause und dankte es dem Schicksal, dass es ihn zum Maler gemacht hatte, denn es war doch ein anderes, Künstler in Not zu sein, als ein gewöhnlicher Habenicht.

Was anderes blieb ihm zu tun, als den Rat des Trödlers zu befolgen? Er setzte sich unlustig hin, zeichnete eine pompöse Nacktheit und füllte sie rosig mit Farbe aus. Als er das Machwerk dem Kunden brachte, lobte ihn dieser von Herzen, bat sich nur aus, dass die Akte von nun an noch wollüstiger würden.

Noch drei weitere Bilder brachte Wendling zustande, dann aber stand eine Hemmung auf, die ihn körperlich fühlbar bedrängte. Er kam von der Straße allein in die Wohnung, saß allein vor der reizlosen Arbeit, stand allein in der hohlen Weite der Werkstatt. Das war ein erschreckendes Neues, eine bare Unmöglichkeit. Er hüstelte, piff vor sich hin, rumorte mit Gegenständen – umsonst. Er legte den Pinsel weg, barg sich in seinem Café und suchte dort Anschluss. Der Wirt, den er anging, brachte ihn mit den drei Herren der Gegend zusammen, die sich seit Jahren in seinem Lokale mit Karten und Würfeln begnügten. Nun schlief Wendling bis zur Stunde der Spielpartie, saß bis nach sechs in der Runde, vertrieb sich die lästige Zeit bis zum Abendkonzert mit der Lektüre der ausliegenden Blätter oder machte den Gang auf die Promenaden der Damen und Dandys. Darauf genoss er geruhig das lange Konzert, um sich endlich, rechtschaffen müde, in seine verwahrloste Schlafkammer zu legen. Die Herren der Runde liebten ihn sehr; er spielte recht gut, hatte harmlosen Witz und eine höfliche Anhänglichkeit. Das Spiel brachte ihm meistens das bescheidene Taggeld ein, oder er trieb das Scherflein auf, indem er, kaum seinem Bette entstiegen, ein Bild seiner Schablone nachgerade spielend hinwarf und sogleich seinem Wucherer lieferte. Schließlich deckte er

seinen Freunden die trübselige Not seines Daseins auf, und die Gutmütigen halfen ihm etwa auch aus. Er war ja ein Künstler in Not und der Welt nicht gewachsen wie sie, Männer der Wirklichkeit. Sie sorgten sich lächelnd um ihn, und der Wirt tat gelassen das Seine: er nahm es nicht allzugenu mit der Rechnung.

So wäre denn Wendling das Leben wieder erträglich gewesen, hätte nicht das schleichende Übel der einsamen Wohnung bestanden. Im Moment, wo er die Räume betrat, sprang ihn der Jammer der Einsamkeit an und saß ihm teuflisch im Nacken. Er zog zwar ein Quentlein Genuss aus der Lage, hatte einen Anflug vom stolzen Humor des Entwachsenen, des Verkannten, unterlag aber stets doch den Ängsten der Stille. Ganz abgesehen davon, dass die Kleider, die Wäsche verdarben, schien ihm gewiss, dass es nur helle Verrücktheit einem Menschen gestatte, sich einsam dem Leben zu stellen. Lächerlich schien ihm das, einfach lächerlich.

* * *

Es war sehr verständlich, dass sich die Freunde ob der andauernden Misslaune ihres Schützlings verwunderten; sie hatten seiner Armut doch herrlich zu steuern vermocht. Einer ihrer Bekannten hatte, ihren Bitten zufolge, von Wendling eine stattliche Zahl früher Arbeiten gekauft, um damit eine neue Wohnung zu schmücken. Aber das Geld konnte Wendling – der übrigens keineswegs haushielt – des Kummers nicht gänzlich entheben. Der Gedanke an die einsame Wohnung vergällte ihm Spiel und Konzert.

Erst als eine plötzliche Fügung seiner Witterung eine Spur und die Hoffnung auf Heilung des Jammers gab, kehrte sein Gleichgewicht wieder. Eine Nichte des Wirtes war, als einzige Hinterlassenschaft seines in der lettländischen Heimat verstorbenen Bruders, über Nacht aufgetaucht. Die Gemeinde hatte die Zwanzigjährige wie eine eilige Ware verfrachtet und dem wenig erfreuten Onkel halb wahnsinnig zugestellt.

Wendling sah die Waise verweint und verschüchtert an der Schenke sitzen, hörte ihren dumpf-zärtlichen Namen Dunja und war seiner Sache gewiss. Jetzt ertrug er die einsame Heimkehr, die langen Nächte, erhob sich früher und frisch und bürstete peinlich seinen einzigen guten Anzug.

Er war kein schöner Mann; sein Gesicht war über die Jahre alt und geistlos verrunzelt, seine Figur aber war von einer fast chinesischen Zierrlichkeit. Seine Erscheinung war insgesamt angenehm, diskret und gepflegt, und seine verhältnismäßig sehr großen, treu schimmernden Augen lenkten die Blicke ab von der Dürftigkeit seiner Gesichtsform.

Der Wirt wurde Wendlings Werbung bald gewahr. Er lächelte still seinen Segen, schämte sich freilich seines Eigennutzes, denn er musste sich's offen gestehen, dass Wendling kein sicherer Vormund wäre. Schließlich fand er die Lösung, die seinem Egoismus behagte, ohne sein Gewissen zu quälen, in dem redlichen Vorsatz, im Fall einer Verbindung Wendlings mit Dunja deren Wandel wohlwollend zu überwachen, dem Maler Arbeit zu vermitteln, und legte sich fest zurecht, Wendling durch den gut-bezahlten Auftrag, die dringend notwendige Renovation seines Lokales künstlerisch auszuführen, dann indirekt eine Mitgift zu geben, die auch ihm selber Zins tragen würde.

Diese Erleuchtung war dem Wirt nicht zu früh gekommen, denn Wendling hatte sichtbar Erfolg. Dunja, erschüttert von der Ehre, zart-sinnig umworben zu werden und wehrlos vor dem Glück nach dem Unglück, taumelte Wendling innig entgegen.

Als der Maler offen mit ihrem Onkel sprach, stellte sich dem Jawort freilich der Umstand entgegen, dass die Ehe Wendlings noch gesetzlich bestand, da dieser jedoch beflissen von zu beschleunigenden Formalitäten sprach, ließ sich der Wirt, spaßhaft den Drohfinger hebend, erweichen. Er nahm es, im ganzen fröhlich, im einzelnen nicht zu genau. Dunja sollte dem Maler vorläufig Haushälterin sein.

III

Wenn Wendling, mit der Zeit von der Armseligkeit seines Alltags doch in leise Rage versetzt, Dunja von den goldenen Tagen erzählte, wurde er etwa des wehen Genusses teilhaftig, den ein alternder Schauspieler hat, der sich, ein gefeierter Liebhaber früher, als Träger einer rührenden Charge des Publikums zwiefaches Mitgefühl zuzieht; einmal als die Figur, die er darstellt, ein andermal als der glänzender Rollen entkleidete Künstler.

Dunja hörte ihm weinend zu und bemühte sich fraulich, seine Wehmut zu lindern. Persönlich zur niedrigsten Arbeit bereit, nährte sie seine Zimperlichkeit vor dem degradierenden Handwerk, das ihm der Wirt aufdrängen wollte. Wendling erledigte zwar den ihm wirklich erteilten Auftrag des Wirtes, legte selbst Hand an die Schnörkel der Wandmalerei, lehnte dann aber die erste von Dunjas Onkel vermittelte fremde Bestellung trotz dessen eindeutiger Ultimaten ab. Diese Haltung kostete ihn das Wohlwollen der Freundesrunde, und der Wirt sagte ihm hämisch die Freundschaft auf. Auch Dunjas Versuch, dem Onkel des Künstlers Einstellung verständlich zu machen, war erfolglos. Sie sprach schon die

hochtrabenden Redensarten des Malers, worüber ihr Onkel sich freilich erboste. Er wusch denn seine Hände in Unschuld und wies ihr für immer die Tür. –

Wendling nahm die Austreibung spöttelnd hin. Das Geld für die Renovation war ihm ja ausbezahlt worden – der Wirt hatte damals noch tief in die Tasche gegriffen – und so glaubte er sich für ein Vierteljahr aller Sorgen enthoben. Dunja verstand sich zudem auf das Pfennigspalten, lief sich die Füße wund, um in den Geschäften der billigen Stadtviertel die Einkäufe zu machen.

Aber gerade diese, allerdings wohlbegründete wirtschaftliche Kleinlichkeit reizte den Maler schon bald zum Widerspruch wilder Verschwendung. Er kleidete Dunja trotz ihres tapferen Widerstandes damenhaft ein, beruhigte die Bange durch blendende Pläne. Verliebt und blindwillig ansonst, gab ihm das Mädchen unwissend ein verderbliches Publikum ab. Er fühlte sich ganz als den großzügigen Schöngeist von einst, streute, während sie kindlich die Kupfer sparte, das Gold aus den Fenstern. Ingeheim ging er die Schwestern um Darlehen an; der älteste Schwager jedoch gab ihm für alle drei Ehepaare feindselig Bescheid und sprach mit dem bündigen Schlusssatz seiner Antwort deutlich das letzte Wort: sie könnten ihm, einem notorischen Bummler, zwar nicht mit Geld, wohl aber mit einem zünftigen Strickende dienen.

Dieser rohe Verweis erschütterte den Maler derart, dass er auch ahnungsvoll jede Berührung mit den Freunden und Lieben seines glanzvollen Vorlebens vermied und sie alle ohne Prüfung zur treulosen Sippe rechnete. Seine Erbitterung nahm in dem Maße zu, als seine Geldmittel schwanden, und am Tage, wo er der Geliebten die letzte Banknote gab, war er keines klaren Gedankens mehr fähig. Er stand kaum mehr auf aus dem Bett, quälte Dunja mit giftigen Reden, da die Zitternde mit dem Überschwang ihrer Liebe das Unheil noch heilloser machte. Sie streckte verzweifelt das letzte Geld, feilschte heroisch, borgte sich Lebensmittel und leistete allen Launen des jammernden Malers rührseligen Vorschub. Erst als der unbarmherzige Ansturm der Gläubiger jeden Schritt an die Flurtüre gefährlich machte, raffte sich Wendlung auf und begann für den Trödler zu malen.

Jetzt endlich konnte ihm Dunja glücklicher helfen: sie stand ihm schamglühend Modell. Ihr Körper war schön und ebenso rundlich, wie es den Kunden des Händlers behagte, so dass dieser in der Lage war, den Stücklohn um ein Bescheidenes höher zu setzen. Auch war er, für das Modell begeistert, jovial bereit, Wendlings Häuslichkeit kennen zu

lernen, und versprach dann, mit allen Ehren bewirtet, den Notleidenden weitgehenden Beistand.

Er verschaffte Wendling Aufträge einer Rahmenfabrik, die dauernd Bilder abnahm und mit den gediegensten Rahmen bezahlte, was ihm, dem Tüchtigsten, nicht nur gestattete, Wendlings nunmehr gerahmte Arbeiten besser zu bezahlen, sondern sie auch mit verdoppeltem Nutzen abzusetzen. Daraus ergab sich bald eine ersprießliche Kombination, die den Trödler – der außer Wendling noch andere Maler beschäftigte – zum Großhändler, Wendling zum sichern Verdiener machte.

Ein schmales Leben war es noch immer, doch gab Dunjas Wirtschaftlichkeit Wendling die heimliche Möglichkeit, dann und wann einer eleganten Kaprice zu folgen, mit einem verblüffenden Trinkgeld die tiefe Verbeugung eines Kellners oder Chauffeurs zu erkaufen, was viel zu der häuslichen Wärme beitrug, in welcher jetzt Dunja sich als Gottes gehätschertes Schoßkind fühlte.

* * *

Als Wendling eines Abends kurz vor Ladenschluss zu seinem Brotgeber kam, traf er ihn staunend als einen geschniegelten Stutzer. Der vermögliche Mann hatte vornehmen Umgang gesucht, war Mitglied eines Spielklubs geworden. In Wendling erwachte unbändig die noch immer nur schlummernde Hoffnung auf neuen Glanz. Er schloss sich dem Händler an und wurde als Gast in den Klub eingeführt. So stürzten Dunjas Himmel ein.

Fünf Nächte lang lag sie verstört auf dem einsamen Lager, wachend, bis Wendling frühmorgens grau in das Zimmer schlich, saß dann, demütig den Atem verhaltend, dem Tagesschläfer zur Seite und lauerte auf sein erstes Wort. Aber Wendling kümmerte sich wenig um sie, verschwieg ihr Verlust und Gewinn, sprach allenfalls nur, um ihre aufkeimende Eifersucht abzuwürgen. Sie war über Nacht seine Dienstmagd geworden.

Am Abend des sechsten Tages nahm er, Dunjas Einwänden fieberhaft trotzend, den Rest der Haushaltsgelder an sich. Dunja brach übermüdet zusammen und wachte erst wieder am hellen andern Tag auf.

Sie hörte Gekreisch und Gelächter im Nebenraum; die Türe sprang auf, trunken taumelte Wendling ins Zimmer und warf der Entsetzten ein Banknotenbündel aufs Bett. Sie musste sich ankleiden, wurde von singenden Damen und Herren, die Wendling, der große Gewinner der Nacht, festlich mitgeschleppt hatte, in die dünstenden Arme geschlossen. Während das Gelage stumpfsinnig ausartete, stahl sich Dunja weg in die

Schlafkammer, zählte schwindelnd das Geld und verbarg es im Schrank. Aber der Trödler holte sie wieder herüber, hielt sie umfangen am weintriefenden Tisch. Endlich entschlummerten die Spieler, in die Ecken zerstreut, wurden vom Trödler, dem Nüchternsten, wachgerüttelt und ins Freie geschafft. Wendling umtanzte die aufräumende Dunja, machte sie, zärtlich schwatzend, alle Unbill vergessen.

Sie wehrte sich anderntags flehentlich, als er einen Drittel des Geldes abhob, um den Geplünderten Revanche zu geben, stimmte dann aber, das kleinere Übel wählend, doch zu, als er mit leeren Taschen nach Hause kam und die Absicht äußerte, mit den andern Dritteln doch lieber eine neue, vornehme Einrichtung zu kaufen. Er dachte sich's leicht, von nun an den Unterhalt aufzubringen, da ihm der Klub ja einen großen Kreis wohlhabender Leute geöffnet hatte, und hielt es fürs Klügste, sich sogleich für reichen Besuch einzurichten.

Er kaufte ein schweres, geschnitztes Büfett, einen Flügel – er hatte als Knabe ein Weniges klimpern gelernt –, einen Teppich und verschiedene Antiquitäten, Decken, Kristall und Figürchen. Dunjas vernünftige Wünsche – Bettlaken, Geschirr und dergleichen – konnte er hernach nicht mehr erfüllen, stellte ihr aber, seiner Sache sicher, einen neuen Fischzug in Aussicht. –

Wendling malte nur noch für sein bisschen Betriebskapital, spielte mit einigem Glück, verkaufte, wenn er Schulden gemacht hatte, vom alten Hausrat die entbehrlichsten Stücke, ging zu Besuch und empfing Gäste bei sich, Parvenüs, die sein gesellschaftlicher Schliff als ein Vorbild charmierte. Dunja hielt sich bei allen Empfängen bescheiden im Hintergrund, bewunderte Wendling mit glimmenden Augen, am tiefsten dann, wenn er sich etwa zum Flügel setzte und lässigen Anschlags – die langen, gepflegten Nägel trafen die Tasten zuerst – einen Walzer spielte.

IV

Auf Dunjas Wunschliste war noch kein einziger Wunsch ausgestrichen; es fehlten die notwendigsten Dinge. Das Paar schlief auf orientalischen Tüchern, trank aus Römern den Tee und putzte die Schuhe mit alten Gardinen.

Wendling bedrängten diese Umstände nicht, aber Dunja stand heimliche Qual aus. Kind einfacher Eltern, hatte sie am gewahrten Schein keinen Trost, konnte auch nicht wie der Maler die rücksichtslos hellen Tage verschlafen und musste, von Woche zu Woche kühler allein gelassen, endlich doch Bitteres denken. Dazu kam, dass die Scheidung

Wendlings rechtsgültig wurde, ohne dass Wendling die von Dunja erhoffte Trauung auch nur erwog. Als die Gedeimütigte zaghaft von gehässiger Nachrede sprach, der sie allein sich aussetze, traf sie des Malers Spott. Er redete dunkel von Sippe und Freiheit, von Künstler und Herdentrieb, so wie er es einst von den Pariser Gefährten gelernt hatte.

Aber erst ein Drittes konnte Dunjas unmenschliche Nachsicht ernstlich erschüttern. Die klatschsüchtige Frau eines Spielers hinterbrachte ihr grausam, dass sich Wendling mit der blutjungen Tochter des Klubwirts verdächtig befreunde.

Dunjas Entsetzen war maßlos. Sie verbarg zwar ihr Wissen, stand jedoch Nächte lang aufgelöst vor dem Klubhaus, lief hundert Schritte vor dem heimkehrenden Wendling nach Hause und warf sich ins Bett, um dem Nichtsahnenden Schlaf vorzutäuschen. Nach tödlichen Wochen des Lauerns sah sie ihn endlich im Hausflur das Mädchen zum Abschied umarmen. Sie stürzte nach Hause, fetzte ihr Bündel zusammen und lag, als Wendling erstaunt in das erleuchtete Zimmer trat, schluchzend querüber am Teppich. Kopflos stand Wendling da und stammelte Zuspruch. Endlich erriet er den Zusammenhang und gestand seine Verfehlung vorbeugend ein. Aber Dunja blieb zuckend liegen, bohrte die verkrampten Fäuste in die Stirn. Erst als er dann, vor dem peinlichen Anblick nun selber schluchzend, beteuerte, er wüsste wohl zu unterscheiden zwischen einer aufopfernden Frau und einem romantisch verstiegenen Kinde, horchte sie zweifelnd auf. Er wiederholte nun geduldig variierend die selbe Beruhigung, nannte sich zerknirscht einen alten Esel und die ganze Geschichte eine dumme Lappalie, keines ernsthaften Wortes, geschweige denn reifer Tränen wert.

Selig packte jetzt Dunja ihre Habe wieder aus.

Aber das neue Glück ließ sich nicht herkommandieren. Die Strategie der dennoch wachsamen Eifersucht Dunjas umklammerte Wendling da, die beharrliche Tollheit des Backfisches dort. Er hielt sich wohl einen oder zwei Abende der Woche zuhause auf, gestattete Dunja, ihn täglich beim Spiel zu besuchen, da er jedoch am Wettstreit der beiden Verliebten innerlich doch seinen koketten Spaß hatte, wollte die ganze Entspannung nicht kommen.

Dunjas Augen wurden von Tag zu Tag trüber. Ewig saß sie geduckt in der Schlafzimmerecke, stopfte Wäsche, die nicht mehr zu stopfen war, sortierte die häusliche Habe, ohne sich je entschließen zu können, auch nur das Verdorbenste wegzuzwerfen. Eine lange Periode des Spielverlustes verwirrte von neuem die wirtschaftliche Lage. Die Prunkstücke der

Einrichtung ragten lächerlich aus dem anschwellenden Unrat, das eine und andere wurde versetzt und verfiel. Als der Klubwirt, um der gefährliche Freundschaft seiner Tochter mit Wendling ein Ende zu machen, das Mädchen endlich in ein ausländisches Töchterheim steckte, war Dunja schon derart entnervt, dass sie sich, von Wendling mit gespielter Gleichmut von diesem Ereignis unterrichtet, kaum mehr darüber freute.

* * *

Eines Nachts lag Dunja auf dem Modellbett im dunkeln Atelier. Sie war über einer trübseligen Handarbeit eingeschlafen und wurde nun aufgeschreckt durch ein grelles Geräusch. An der Flurtüre wurde verdächtig hantiert. Dunja schlich bebend hinaus und lauschte mit hämmerndem Herzen am Schlüsselloch. Als ihr dann widerwillen ein furchtsamer Anruf entfuhr, wurde es draußen still. Dunja beruhigte sich etwas und knipste das Licht an. Jetzt räusperte sich jemand und gab sich mit sanfter Stimme als Wendlings Sohn zu erkennen. Dunja öffnete mutig die Tür, wich aber vor dem wüsten Gesicht des Knaben rücklings tastend in das Atelier zurück. Der Knabe folgte ihr tierisch geduckt. Auf der Schwelle fragte er dienernd nach dem Vater. Er war aus der Anstalt entlaufen und flehte nun Dunja an, sich bei Wendling dafür einzusetzen, dass er hier bleiben dürfe. Dunja überwand ihren Schauer, gab dem Verstellten zu essen und beruhigte ihn gütig.

Wendling ließ sich auch wirklich bereden, des Knaben nachträgliche Entlassung aus dem Schutzheim durchzusetzen. Die weiteren Sorgen überließ er dann freilich Dunja, gab ihr nur dann und wann flüchtigen Ratschlag.

Der Sohn lenkte Dunja vorläufig ab; sie ließ den Maler freier seine Abwege gehen, warf sich mit Inbrunst auf das gefundene Hilfswerk.

Ihre verschüttete Hingabeglut flammte neu auf; sie rackerte sich ab für den Knaben, bekämpfte mit mönchischer Einfalt die bösen Geister seiner Welt. Der Jubel dieser Werkätigkeit machte sie aufblühen. Es gelang ihr sogar, eine gewisse Behaglichkeit in die Wohnung zu zaubern, fast ein Familienleben. Wendling malte nicht selten im Auftrag splendorer Gewinner, und der Knabe, von den Vorteilen seines neuen Daseins bestochen, tat ihr, halb ehrlich, halb listig, folgsamen Gefallen. Ein Junge der Gegend wurde sein Freund und kam oft in die Wohnung hinauf. Er war, artig und scheinbar von frühem Ernst, Dunja willkommen; sie ließ ihn den Schützling ausführen, machte ihm kleine Geschenke.

Eines Regentags saßen die Knaben allein in der Werkstatt. Dunja hatte ihnen ein Buch zu lesen gegeben und plättete nebenan. Sie hörte den Freund dicht an der Türe lesen und lächelte über die Getragenheit seiner Stimme. Doch plötzlich brach die Vorlesung ab; Dunja hörte das Buch auf den Boden klatschen, die Flurtüre knarren und sogleich darauf das dumpfe Getrappel fliehender Schritte treppab. Erstaunt über den stürmischen Abgang der Knaben, eilte sie in die Werkstatt hinüber – und fiel entgeistert auf einen Stuhl. Wendlings Sohn hatte, während sein Freund deklamierte, Kisten und Kasten ausgeraubt und war mit dem Helfer entflohen. – Der Knabe kehrte nicht wieder und kam dann, da er auch außerhalb böse Streiche verübt hatte, in härtere Hände, in eine dem Zuchthaus sehr ähnliche staatliche Siedlung im Moor.

Dunja war krank vor Enttäuschung. Sie verkroch sich in Schweigen und Untätigkeit, von den leichtfertigen Trostworten Wendlings noch tiefer verwundet.

Gelangweilt, ging Wendling noch mehr aus als sonst, nahm seine täglich einzige Mahlzeit im Klub oder bei Freunden ein. Dunja ließ ihn wehrloser denn je gewähren, hungerte müde – für sich allein kochte sie nicht – und ließ dem Verfall des Haushalts nun wieder den Lauf.

Ihre einzige Freude wurde der Dachshund des Pförtners – zwar ein altes, schäbiges Tier mit schleppenden Zitzen –, dem sie bald stündlich im Hausflur auflauern ging, bis ihr die Frau des Pförtners, eine neugierig-mitleidige Seele, den Hund überließ. –

* * *

Wendlings Einkünfte wurden immer geringer. Der ausbrechende Sohn hatte die letzten tragbaren Werte verlottert; der Flügel, der Teppich und das Büfett waren der Rest des Vermögens.

Wendling verkaufte den Flügel, mietete ihn darauf dem Einhändler ab – um den beschämenden Abtransport zu vermeiden – und musste dem Fuchs eine monatliche Miete bezahlen, die schon bald das Übrige des Verkaufserlöses beanspruchte.

Das alles bewegte Dunja jetzt wenig. Die Liebe zu dem Tier, die Wendling nach anfänglichem Spötteln kundgab, hatte zwar ihren dumpfen Groll gegen ihn langsam gelockert, sie war jedoch ganz in der zärtlichen Sorge um ihren Schoßhund befangen. Sie verwöhnte ihn derart, dass er beinahe das Gehen verlernte, immer nach schützender Wärme verlangte und alle gebräuchliche Nahrung verschmähte. Ein verfettetes Bündel, lag er auf seinen Kissen, blinzelte träg vor sich hin, ließ sich die von Dunja

mühsam gesammelte Leckerei vorlegen. Nur wenn ihn die dienende Herrin, durch die Nordfenster der Werkstatt steigend, auf's Dach trug und dort auf den Teppich der Dachkräuter setzte, trabte er los, um das magere Feld abzuschnuppern.

Die Stunden in diesem seltsamen Freien waren die glücklichsten Dunjas. Die Landschaft ihrer bäurischen Jugend schimmerte auf. Ihre gesunden Beine begannen unbändig zu schreiten. Sie balgte sich frisch mit dem schnappenden Hund und kroch dann fast schauernd zurück in die dämmerige Werkstatt.

V

Obschon es Wendling immer zupass kam, wenn sich Dunja auf sachlichen Diensteifer beschränkte, wenn die Wachsamkeit ihrer Liebe nicht ausschließlich ihm galt, wurde er ihrer beginnenden Abkehr nun doch gewahr. Seine alarmierten Besitzerinstinkte forderten Schutz. Er fühlte sich altern, raffte sich auf zur erneuerten Rolle des Liebhabers.

Mit ratloser Freude nahm Dunja seine plötzlichen Werbungen an, blickte dem alsdann feurig Abtänzelnden zweifelnd nach. Als er dann bald wieder nüchterner wurde, grau in das Zimmer schlich, wortlos sich wegstahl, war sie eher beruhigt und schickte sich still in das Alte.

Den schnellen Haltungsumschlag des Malers hatten die verheißenden Blicke einer Dame bewirkt, die, eines grobsinnlichen Klubkameraden Maitresse, in den zierlichen Künstler vernarrt war. Dunja blieb arglos. Hatte sie zu der zärtlichen Aufwallung Wendlings kein richtiges Vertrauen gehabt, so konnte sie der gleichmäßigen Anhänglichkeit ihres Hundes sich freuen und fühlte sich herzlich entschädigt.

Sie führte ein verschwiegenes Eigenleben. Immer häufiger den Tag auf dem Dache verträumend, stand sie am Ausguck in die offene Welt, sah sich mit dem Hund über weite Saatfelder tollern, malte sich herrlich ein junges Leben aus.

Mitleidig, also mit einigem Abstand, nahm sie den Maler mit in das Paradies ihrer Wünsche, stellte ihn – auf den Hügeln ihrer Kindheit – vor seine verwunschene Staffelei. –

Dieser rettende Abstand jedoch wurde jäh aufgehoben. Die Klatsch-süchtige, die Dunja damals von der ersten Untreue Wendlings in Kenntnis gesetzt hatte, war auch diesmal pünktlich zur Stelle; die Eifersucht tat ihr verstrickendes Werk. Wendling hatte, um jener geneigten Dame Geschenke zu machen, verwegen gespielt, Schulden gemacht, die er niemals bezahlen konnte, und war aus dem Klub schmachvoll verstoßen worden.

Dunja gab der Zuträgerin mehr als das erwartete Schauspiel; aufrasend schwur sie, den Leichtfuß zu morden. Die Besucherin suchte nun wieder zu dämpfen, stichelte aber, lüsternen Doppelspiels, die helle Wut Dunjas stets wieder auf. Dunja erwartete Wendling im Racherausch, entschlossen, ein schreckliches Ende zu machen. Der Maler war aber, nachdem er bis Mitternacht hoffnungslos in einer Spelunke gegessen hatte, vor der Haustüre umgekehrt, irrte am hellen Morgen noch immer straßauf und straßab.

Inzwischen hatte sich Dunja, Stufe um Stufe von ihrer Entschlossenheit absteigend, um Wendling zu ängstigen begonnen. Erratend, wie schwer ihn die Schande getroffen hatte, fürchtete sie fast schon das Schlimmste. Zwischen Selbstverhöhnung und drängender Güte pendelnd, entschloss sie sich müde, ihn allenfalls keines Wortes zu würdigen, ihn nicht zu quälen, aber auch nicht zu trösten. Als sie ihn endlich ankommen hörte, riss sie sich tapfer zu eisiger Würde zusammen. Kaum saß er jedoch verzerren Gesichtes, todmüde und schlotternd am Tisch, heulte sie hemmungslos auf, warf ihm ein Tuch um die Schultern und machte ihm schnell eine Mahlzeit zurecht.

* * *

Der Flügel wurde abgeholt, der Teppich geopfert. Der Trödler, den Wendling mit Bildern in seinem protzig erweiterten Laden aufsuchte, wies ihn, versessen darauf, ein vornehmer Klubmann zu sein, hochmütig ab.

Es gab nur noch eine Rettung: die guten Räume der Wohnung zu vermieten. So wurden das Atelier und die zwei halbleeren Frontzimmer vergeben, und das Paar zog sich in die winzige Mädchenkammer zurück. Der Mieter hatte Wendlings Bedingung erfüllt und die Miete für einige Monate vorgelegt. Mit diesem Gelde wurden die Händler und der Hauswirt befriedigt; den halben Rest verwandte Wendling für eine vornehme Teilzahlung seiner Spielschuld. Darob außer Rand und Band, wehrte sich Dunja gegen jeden weitem Hausratsverkauf, stapelte den mehrjährigen Unrat der geräumten Zimmer sinnlos in der neuen Unterkunft auf, und als der resolute, jede Anfreundung peinlich vermeidende Mieter zudem noch Möbel und Tand, die er neben seiner eigenen Habe nicht brauchen konnte, kurzerhand in das Zimmer des Paares stellte, wurde aus dem Raum eine wüste Gerümpelstatt.

Der Maler versuchte den Schauplatz nach seinem Sinn noch wohnlich zu machen. Er schnörkelte mit Sprüchen und Fresken die Wände voll, zeichnete in Kopfhöhe ein blaues Wasser und setzte mit flüchtigem Pinsel

leuchtende Schiffchen darauf. In der einzigen freien Ecke schlug er ein üppiges Lager auf und zimmerte darüber mit Speeren und Sammetresten einen schleppenden Baldachin.

Der gemeinsam erlittene Hunger festigte Dunjas Versöhnung mit Wendling. Er tat auch den heiligsten Schwur, jeder Versuchung zu trotzen, und bald gab ihm Dunja wieder demütig alles, was eines über alles geliebten Wesens ist. –

Eben als die Not unerträglich wurde, fand Wendling eine rettende Stellung im Spielklub. Die unerhoffte Teilzahlung hatte die Herren versöhnlich gestimmt; sie lehnten den Maler als Mitglied zwar immer noch ab, waren indessen bereit, seine Dienste als Croupier anzunehmen.

Ein kleiner Gehalt – von dem Wendling Dunja freilich nur einen Bruchteil ablieferte – stellte das nackte Leben des Paares sicher. –

Nun hatte Dunja wieder die alte, engherzige Tätigkeit, stand wieder die Qualen der Eifersucht aus und saß die langen Nächte dumpf in der Ecke ab, aus dem Halbschlaf zärtlich nach dem warmen Fell ihres Hundes tastend. –

* * *

Der plötzliche Tod des verhätschelten Tieres gab Dunjas Willen den Rest. Sie schleppte die Leiche zum Präparator und bettelte Wendling das nötige Geld ab für eine kunstvolle Ausstopfung. Als sie die Glasaugen des Abbildes zum erstenmal sah, packte sie lähmendes Grauen. Sie hüllte ein Tuch um das leblose Bündel, legte es weg in die Kiste, die noch vom Geruch des lebendigen Tieres gebeizt war und stellte sich diese neben ihren Stuhl an das Fenster. Dort saß sie, wenn Wendling des Morgens grau in das Zimmer schlich; dort saß sie, wenn er sich abends erhob, die zärtlich gefaltete Hose von der Stuhllehne nahm und, seine brüchige Taille straffend, auch das kleinste Stäubchen vom Rockärmel ablas, um dann mit flüchtigem Gruss über die Schwelle hinauszutänzeln. –